

## In der Süddeutschen vom 6. Juni von Gustav Seibt

Gustav Seibt: "Es ist das wichtigste Verdienst der neuen Darstellung von Hazel Rosenstrauch, dass sie dieses (überlieferte) Bild entschlossen modernisiert und dabei die Resultate eines Jahrhunderts der Humboldt-Forschung fürs Publikum nutzt."

"Offene Beziehung. Bill und Li: Hazel Rosenstrauchs Geschichte des sehr modernen Paares Caroline und Wilhelm von Humboldt. Von Gustav Seibt

Die Brüder Humboldt sind zur Zeit unsere modernsten Klassiker. Das hat damit zu tun, dass derzeit in den Institutionen der Wissenschaft die Lebensform abgeschafft wird, auf der beide, Alexander und Wilhelm, ihre genialen Lebensleistungen errichteten: die persönlich geprägte, eigensinnig verfolgte, dabei grenzenlos gesellige Arbeit des Denkens und der Forschung. Wilhelm, der von Kant lernte und Schiller beeinflusste, musste kaum etwas zu Ende schreiben und konnte doch zu einem der folgenreichsten Theoretiker des Sprachdenkens werden. Alexander suchte auf der Flucht vor märkischer Enge das Abenteuer auf dem ganzen Globus, inspirierte sich an Goethe und betrieb Positivismus nicht als Staatsbetrieb, sondern als Obsession eines privaten Großunternehmers in Paris. Die oft sture Genialität der beiden ging einher mit Kontakten zu allen Großen ihrer Zeit; Wilhelm war der einzige konkurrierende Diplomat, den Talleyrand fürchtete und daher 1814 als preußischen Gesandten in Paris ablehnte. Dabei korrigierte dieser Humboldt in den Pausen des Wiener Kongresses vor allem an seiner Übersetzung des „Agamemnon“ von Aischylos. Bei aller titanisch anmutenden Arbeit liegt ein Hauch von Leichtigkeit, ja Virtuosität über den Leben der beiden, und das ist unendlich anziehend. Modern erscheinen sie aber auch als Liebende. Alexander war an Frauen desinteressiert, seine Männerfreundschaften halfen ihm so besser, die Abenteuer und körperlichen Strapazen seiner Forschungsreisen zu bestehen. Wilhelm dagegen fand in der Frauenliebe einen „Genuss“, der ihm zu Ausgleich und Anregung so unentbehrlich wurde, dass er ganz freimütig darüber räsionierte. Es gelang ihm, zwei Phasen der europäischen Geschichte der Liebe aufs Unangestrengteste zu verbinden und vor allem ins Gleichgewicht zu bringen: aufgeklärte, adelige Libertinage und bürgerliche Innigkeit in einer perfekten Ehe.

Die Ehe von Wilhelm und Caroline von Humboldt, geborener Dacheröden, von „Bill“ und „Li“, wie sie einander oft nannten, gehört seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts als eine Nachfahrin in sieben Bänden den Briefwechsel der Eheleute publizierte (dabei auch filterte), zu den geistigen Schätzen des deutschen Heims. Ein hohes Paar war da zu erleben, das in den Wechselfällen einer Umbruchzeit unverbrüchlich zusammenhielt, einander auch geistig gewachsen war, Freud und Leid und die meisten Ansichten teilte, eine große, kinderreiche Familie gründete und es dabei schaffte, ein kosmopolitisches Leben zu führen, dessen Stationen Paris, Madrid, Rom, Wien und London umfassen – räumlich oft getrennt, dafür nie ohne Verbindung in Briefen. Es ist das wichtigste Verdienst der neuen Darstellung von Hazel Rosenstrauch, dass sie dieses Bild entschlossen modernisiert und dabei die Resultate eines Jahrhunderts der Humboldt-Forschung fürs Publikum nutzt. Denn dass diese Ehe nicht alles im erotischen Leben beider Partner war, wurde bei fortschreitender Erschließung der Quellen schnell deutlich, gelangte aber nicht in die besinnlichen Auswahlbände aus dem Briefwechsel für den deutschen Gabentisch. Beide hatten Romanzen und Amouren neben der Ehe, und beide wussten davon. „Sollte einer von uns nicht mehr in dem anderen, sondern in einem Dritten das finden, worin er seine ganze Seele versenken möchte, nun, so werden wir beide genug Wunsch, einander glücklich zu sehen, und genug Ehrfurcht für ein so großes, wohlütiges Gefühl, als das der Liebe ist, von wem es auch genossen werde, besitzen, um nie auch durch die mindeste Undelicatesse die Empfindung des anderen zu entweihen.“ Großzügigkeit also aus Liebe: So formulierte es Wilhelm bereits ganz zu Beginn der Beziehung im Januar 1790.

Und er hat sich daran gehalten, beispielsweise Lis Freund, den hübschen Burgsdorff geduldet und am Ende des Lebens, nach Lis Tod 1829, in einem Brief an Goethe doch resümiert: „Das Zusammenleben mit meiner Frau war und ist die Grundlage meines Lebens, ich fühle mich daher in meinem Innersten angegriffen und zerstört.“

Das letzte Halbjahrzehnt verbrachte Wilhelm damit, um Caroline zu trauern, unter anderem, indem er Tag für Tag ein Sonett des Gedenkens schrieb und bei jedem Wetter vor ihrer Grabstätte im Park des Tegeler Schlosses meditierte. Auf dem Totenbett ließ er sich ein Bild seiner Frau zeigen. Er selbst hatte sich noch mehr Freiheiten genommen als Caroline, nicht nur durch Seelenfreundschaften wie jene zu Charlotte Diede, der man zwei Bände von Humboldts schönsten Briefen verdankt, ebenfalls ein lebensphilosophisches Brevier im bürgerlichen Zeitalter. Wilhelm von Humboldt war ein regelmäßiger und offener Kunde von Bordellen, deren „Edlen“ (so nannte er die Liebedienerinnen) er auf unschuldige Weise dankbar war. Namen, Frequenz und Kosten stehen in seinen Tagebüchern, so dass die Nachwelt, anders als im Falle Friedrich Schlegels, gar nicht auf die Aufzeichnungen von

Metternichs Polizei angewiesen ist.  
Rosenstrauch zeigt in knappen Strichen auch die Verbindungen solcher gelebten Sinnlichkeit zu Humboldts Reflexionen über den Geschlechtsunterschied, dessen anthropologische Bedeutung er keineswegs auf den Zweck der Fortpflanzung reduzieren wollte, sondern als kosmisches Prinzip verstand.

Ebenso gern liest man vom Alltag der Eheleute, in dem Wilhelm sich kaum weniger intensiv um die Kinder und deren Erziehung kümmerte als Caroline – keine Selbstverständlichkeit im adeligen Milieu. Wir hören von Schwierigkeiten mit Dienstboten – in London braucht man die doppelte Zahl, weil die Hausmädchen immer so entsetzlich „langsam“ ihren Tee tranken – oder unvermuteten Wirren wie der mit dem Hauslehrer Rieme, der sich in Caroline verliebte und deshalb von Rom nach Weimar, zu Goethes, abgeschoben werden musste. Auch die verzehrende Trauer, die Humboldts ihren beiden in Rom, vermutlich an der Malaria gestorbenen Söhnen, widmeten, ist in einer Epoche verbreiteter Kindersterblichkeit keineswegs selbstverständlich.

Erstaunlich bis heute wirkt ohnehin die europaweite Reiselust des Ehepaars, die nicht nur den diplomatischen Aufgaben Wilhelms, sondern der schieren Neugierde geschuldet war: Mit einem halben Dutzend Kindern die Pyrenäen oder die Alpen zu überschreiten war damals keine Kleinigkeit.

Nicht nur Alexander, auch Wilhelm und Li waren Globetrotter, die viel weiter herunkamen als beispielsweise Goethe, der nie in seinem langen Leben Paris oder London gesehen hat. Doch Goethe machte es sich auch mit Liebe und Ehe viel schwerer als die beweglichen Humboldts, und wenn man etwas vermisst in dem Gemälde dieser Ehe, dann Blicke auf den kulturgeschichtlichen und juristischen Kontext, der etwa in Goethes „Wahlverwandtschaften“ eine so ganz andere, tragische Ansicht von der Ehe und ihrer Unvereinbarkeit mit der Liebe hervorbrachte. Auch wären die sozialen Differenzen zwischen der kleinhöfischen Enge in Weimar und dem viel freieren Berlin zu bedenken.

Doch am aufregendsten wird Rosenstrauchs Studie, wenn sie die politischen Ansichten des uns so nahe wirkenden Paares behandelt. Die aufgeklärten Kosmopoliten nämlich entdecken, zuerst 1798 in Paris, ihre „Deutschheit“. Bei der Lektüre von Goethes Epos „Hermann und Dorothea“, dem Wilhelm eine lange Abhandlung widmet, und im Kontakt mit der Pariser Großstadtwelt entsteht ein kultureller Begriff von nationaler Eigentümlichkeit, der wenig später mit dem antinapoleonischen Patriotismus zusammenfließen konnte.

Während Goethe bekanntlich seinen französischen Orden, den Stern der Ehrenlegion, auch nach Napoleons Untergang noch trug, kam Wilhelm die Weiterverwendung der französischen oder rheinbündischen Auszeichnungen so vor, als trüge man Sträflingskleidung, obwohlmandoch aus demGefängnis entlassen sei.

Und Caroline, die Nachfahrin thüringischer Adeliger, wird seit 1812 zur Judenhasserin – überall machen sie sich breit und kaufen Land, reportiert sie, so dass man sogar mit jüdischen Patronatsherren für evangelische Landkirchen rechnen müsse; das sei absurd, denn selbst Türken wären dafür besser geeignet, weil der Koran im Gegensatz zu den Juden ja Jesus als Gottesboten nicht leugne. Rosenstrauch referiert diese Diskussionen der Eheleute mit großer Ruhe: Wilhelm, zwar kein Freund des Jüdischen in Religion und Sitte, bleibt bei seinem Programm der Emanzipation, auch weil sie amEnde jüdische Besonderheit zum Verschwinden bringen wird.

Humboldt war selbsterklärter „Heide“, griechenfixiert, deutsch aus kultureller Sendung, stolz darauf, Zeitgenosse und Freund von Goethe und Schiller zu sein, und als preußischer Politiker ein entschiedener Gegner des französischen Hegemoniestrebens in Europa; aber er war kein Rassist. Rosenstrauch: „Die Vorwürfe gegen Humboldt, sei es Judenfeindschaft oder Rassismus, stammen aus einer anderen Welt, einer Denkweise, die von den Erfahrungen des Holocaust geprägt wurde. Eine Verteidigung vor den Wohlgesinnten des 21. Jahrhunderts hat er nicht nötig.“ Das stimmt, und doch macht der Blick auf gleichzeitige Szenen – die antisemitischen Hetzreden bei der christlich-deutschen Tischgesellschaft um 1812 (SZ vom 18. Mai), die Bücherverbrennung beim Wartburg-Fest 1817 – beklommen.

Die Humboldtsche Entdeckung der „Deutschheit“ hat man noch vor hundert Jahren als Kapitel in der Geschichte der Humanität gelesen – vom Weltbürgertum zum Nationalstaat, lautete die Formel Friedrich Meineckes –, heute wirkt Grillparzers Linie: von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität, prophetischer.

So weit kann ein Buch über eine exemplarische Ehe führen, das eigentlich nur einen Wunsch offen lässt: Man hätte gern noch viel mehr Zitate aus den Quellen darin gelesen.

HAZEL ROSENSTRAUCH: Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt. Die Andere Bibliothek. Herausgegeben von Klaus Harpprecht und Michael Naumann. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 2009. 334 Seiten, 30 Euro.

(Süddeutsche Zeitung)